

verbindet sich auf eigenartige Weise Menuettform und Rondäform. Das eingedahlte Scherzo in a-Moll zeigt deutliche Anklänge an die Volksmusik der Balkanländer und bringt im Kontrast zu dem lebenswichtigen, behäbigen Thema des Hauptteils einen wilden Wirbel stampfender Tanzrhythmen.

Fidello F. Fínke wurde 1891 in Jostelst in Nordböhmen geboren, wo sein Vater, ein eifriger Wagnerianer übrigens, als Musikpädagoge wirkte. Diesen verdankte der Knabe die ersten Berührungen mit der Musik Wagners, Webers, Regars und Sarasas. Bald fand er selber den Weg zur Musik. Sein Musikstudium absolvierte er am Lehrerseminar zu Reichenbach in Böhmen, bei Privatlehrern und am Konservatorium Prag, wo er in der Meisterklasse des tschechischen Komponisten Vítěslav Novák Aufnahme fand. Nach während des Studiums, 1910, wurde seine auffallende Begabung durch die Verleihung des Brahms-Preises des Wiener Tonkünstler-Vereins ausgezeichnet. Nach seinem Studium ließ sich Fínke in Prag als Privatmusiklehrer und Chordirigent nieder. 1920 bis 1926 lehrte er an der Deutschen Akademie für Musik und darstellende Kunst in Prag Komposition. Nach der Ernennung zum Professor wurde ihm 1927 als Nachfolger seines Onkels Romeo Fínke die Leitung dieses Institutes übertragen, die er – zugleich als Leiter einer Meisterklasse für Komposition – bis 1940 versah. Verschiedene Ämter bekleidete der inzwischen zu großem Ansehen gelangte Komponist innerhalb des tschechischen Musikschulwesens; außerdem wirkte er 1932 bis 1938 als Präsidiumsmitglied des Internationalen Verbandes für Musikerziehung und als Mitglied des Vorstandes der IGMM. 1946 erfolgte die ehrenvolle Berufung als Direktor und Leiter einer Meisterklasse für Komposition an die damalige Staatliche Akademie für Musik und Theater Dresden. Von 1951 bis 1959 war er als Professor für Komposition an der Hochschule für Musik in Leipzig tätig.

Sein zahlreiche Genres umfassendes Schaffen, darunter Opern, Orchestersuiten, Lieder, Chöre, Klavier- und Kammermusikwerke, fand seit dem 1. Weltkrieg – nach Aufführungen in Donaueschingen, Wien, Baden-Baden und Prag – auch internationale Anerkennung. Bis zum 1. Weltkrieg war Fínkes Stil verhaftet in den Klangbezirken der deutschen Romantik, gewürzt mit Elementen tschechischer Musik. Doch zeigten sich schon damals jene typischen Züge, die dem eigenständigen Drange des Komponisten bis in die Gegenwart erhalten blieben: sein frisches, urtümliches Musikverständnis, das gepaart mit einer kräftigen Dosis Humor und Ironie, seinem Stil die unverkennbare Note gibt. Nach einer vorübergehenden Auseinandersetzung mit der Kunst Arnold Schönbergs und dem Expressionismus begannen sich – in den 30er und 40er Jahren – in Fínkes schöpferischer Entwicklung Tendenzen der Vereinfachung der Mittel durchzusetzen, die in den 30er Jahren unmittelbar zur Klarheit und Reife des Spätstiles führten, den viele eindrucksvolle Zeugnisse belegen. Der 1968 verstorbene Komponist, Nationalpreisträger, Mitglied der Deutschen Akademie der Künste zu Berlin, war eine der prominentesten Persönlichkeiten unseres neuen Musikschaffens. Am 22. Oktober dieses Jahres wäre er 80 Jahre alt geworden.

Gegenüber der in der vergangenen Spielzeit erklangenen 3. Suite, die einformiges Gewicht besitzt, folgt Fínkes 4. Suite stärker der vorklassischen Formbedeutung im Sinne unbeschwerter, unterhaltsamer Musizierhaltung. Lediglich der Eröffnungssatz, eine pompös-festliche Intrada, entzieht sich dieser Annäherung an den Divertimentalbegriff und läßt in seiner „neobarocken“ Gesinnung an den Ouvertürensatz der alten Suite denken. Diese Intrada übrigens ist der Ausgangspunkt des gesamten Werkes, sie wurde bereits 1937 als „Festliche Musik für sechs Holzbläser, acht Blechbläser und Pauke“ komponiert. Sechzehn Jahre später beschloß der Komponist, den einzelnen Satz zu einem größeren Werk für eine etwas stärkere Besetzung ähnlicher Art zu erweitern. So entstand 1953 die dreisätzige 4. Suite für 16 Bläser (zweifaches Holz, je zwei Hörner und Trompeten, drei Posunen, eine Kontrabaßuba und Schlagwerk (Pauken, ein Paar Becken, Große und Kleine Trommel, Triangel)).

Pathetischen, kraftvollen Blechbläserakkorden, mit denen die feierlich bewegte Intrada – eine altertümlich schreitende Marschform – anhebt, stehen „schlanke“ Antworten der ebenso registernäßig geführten Holzbläser gegenüber. Das chorische Gegeneinandermusizieren der beiden Klanggruppen weicht sodann einer geläuterten Haltung, indem die Holzbläser die ursprünglich von Hörnern und Trompeten eingeführten strengen melodischen Hauptlinien freundlich auflockern. Am hymnischen, klangprächtigen Schluß sind beide Bläsergruppen gleichermäßen beteiligt. – Ein zarteres Tonbild schließt sich an: ein stimmungsvolles, idyllisches Pastorale, das sich aus einer wiegenden Flötenmelodie entfaltet. In einem kurzen Mittelteil löst spukhaft-wetterleuchtend ein Marschmotiv herein, bis schließlich die heitere Ruhe des Anfangs wieder einzieht. – Der kunstvollste, den höchsten Schlagwerkeinsatz fordernde Teil der Suite ist der Schlußsatz, in dem eine fröhliche ukrainische Volksmelodie – zuerst von Flöten und Oboen in Einklang vorgestellt – die Grundlage gibt für einen vernünftigen Marsch in freier Rondäform mit zwei Trios.

Franz Schubert schrieb seine ersten beiden Sinfonien für das Konviktorchester des Wiener Stadtkonvikts, in dem er als Söbgerknabe mit zehn Jahren Aufnahme gefunden hatte. (Weitere vier Jugend-Sinfonien entstanden nach dem Austritt aus dem Konvikt 1814 für ein Liebhaberorchester, das aus den Quartettobenden im Vaterhaus hervorgegangen war). Die 2. Sinfonie B-Dur komponierte Schubert in der Zeit von Dezember 1814 bis März 1815, also 17jährig. Haydn, Mozart und Beethoven (wenigstens der Beethoven bis zur „Prometheus“-Ouvertüre und der 2. Sinfonie) sind die Vorbilder. Dabei entbehrt dieses lebensspühende Werk nicht Züge einer unverkennbar Schubertschen Handschrift. Auch eine experimentierende Auseinandersetzung mit der klassischen Tradition ist spürbar.

Nach einem einleitenden Dialog zwischen Bläsern und Streichern beginnt der eilige Hauptsatz (Allegro vivace) mit einer ausgedehnten Exposition von einer eindrucksvoll konsolidierenden Geschlossenheit. Ein gesangvoller, lyrischer Gedanke ist das in der Subdominante Es-Dur erklingende Seitenthema. Der schwärmerische Liedton dieser innigen Kanblene nimmt Züge vorweg, wie sie der ebenfalls 17jährige Mendelssohn mit der elf Jahre später komponierten „Sommer-nachtsstraum“-Ouvertüre erst wieder erreichte. Die Durchführung des Satzes ist im Verhältnis zur Exposition kurz. Die Reprise setzt auf der Subdominante ein! – Konventioneller in der Anlage sind die nachfolgenden Mittelsätze. Das Andante bringt – in Haydnischer Manier – fünf Variationen über ein Thema, das mozartisch anmutet. Die vierte Variation liefert, zum Scherzo umgestaltet, das Thema des dritten Satzes (Allegro vivace), der wie ein ländlicher Tanz wirkt und schon an das Scherzo der letzten Sinfonie erinnert, die Schubert geschrieben hat. Die freundliche Melodie des Trios bringen die Holzbläser, während die ersten Geigen (staccato) und die Bässe (pizzicato) begleiten. – Sehr selbständig ist die Finalesung des jungen Schubert, der hier erstmalig in die klassische Sinfonie-Tradition der unverfälschten, lebenswichtig-ungezwungen „Wiener Ton“ einführt. In diesem jugendlich-übermütigen Presto-Finale, das halb ein Rondo, halb ein Sonatensatz ist, „prätendiert“ es reichlich. Ausgelassen-unwiderstehlich kommt das Hauptthema daher, das in kühne harmonische Experimente voller dramatischer Spannungen verwickelt wird. Charmant ist auch das Seitenthema.

Dr. habil. Dieter Härtwig

Programmblätter der Dresdner Philharmonie – Spielzeit 1971/72 – Cheltrigert: Kurt Moser
Reflektion: Dr. habil. Dieter Härtwig

Druck: web polydruck, Werk 3 Preis: H 25-12 2 HD 808-105-71

dresdner
philharmonie

3. PHILHARMONISCHES KONZERT

1971/72

Sonnabend, den 27. November 1971, 20 Uhr

Sonntag, den 28. November 1971, 20 Uhr

Festsaal des Kulturpalastes Dresden

3. PHILHARMONISCHES KONZERT

Dirigent: Heinz Rögner, Berlin

Solist: Josef Sivo, Österreich, Violine

Felix Mendelssohn
Bartholdy 1809-1847

Hebriden-Ouvertüre op. 26

Wolfgang Amadeus
Mozart 1756-1791

Konzert für Violine und Orchester A-Dur KV 219

Allegro aperto
Adagio
Rondo (Tempo di minuett) - AllegroFidelio F. Fink
1891-1968

Suite Nr. 4 für 16 Bläser und Schlagwerk

Intrada (Feierlich bewegt)
Pastorale (Langsame Halbe)
Marsch (Flöte und sehr bestimmt)Zum 80. Geburtstag des Komponisten
am 22. Oktober 1971Franz Schubert
1797-1828

Sinfonie Nr. 2 B-Dur

Largo - Allegro vivace
Andante (Thema mit Variationen)
Menuetta (Allegro vivace)
Finale (Presto)Zum 175. Geburtstag des Komponisten
am 31. Januar 1972

JOSEF SIVO gilt als der derzeit beste Geiger Österreichs, insbesondere wird er als Mozartspieler geliebt. Er wuchs in Budapest auf und erhielt die ersten Unterrichtungen im Violinspiel durch den Vater. Später war seine er bei Emma Radetz und Oskaroselli. An der Budapestler Franz-Liszt-Musikhochschule legte er sein Staatsexamen mit Auszeichnung ab. Seit 1964 ist er 1. Konzertmeister der Wiener Sinfoniker. Als Preceptor für Violinspiel widmet sich der Künstler, der wiederum zur internationalen Weltberühmtheit, in Budapest, Prag, Genua, Warschau, Genoa, als Preceptor hervorgetreten. Nach prestigeträgen Aufträgen an der Wiener Musikhochschule. Seit kürzester Zeit unterrichtet Josef Sivo Konzertsolisten die ihn durch Europa, nach dem Osten und nach Asien führten. Er rezelebte mit vielen bekannten Streichlegern unter herausragenden Dirigenten. Seine künstlerischen Verdienste wurde Josef Sivo durch Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst der Republik Österreich ausgezeichnet. Er spielt eine wertvolle Petro-Guarnieri-Geige aus dem Jahre 1846.

HEINZ RÖGNER wurde im Jahre 1928 in Leipzig geboren. Von 1947 bis 1951 absolvierte er sein Studium als Dirigent und Pianist an der Staatlichen Hochschule für Musik in Leipzig und wurde anschließend bis 1954 als Solopfeifer und zweiter Kapellmeister am Nationaltheater Weimar. In drei Jahren 1954 bis 1956 war er als Dirigent an der Leipziger Musikhochschule tätig. 1958 übernahm er als Chefdirigent das Große Rundfunkorchester des Senders Leipzig. 1962 wurde er an die Deutsche Staatsoper Berlin berufen. (Gesellschaftsleiter Heinz Rögner komponierte bisher 19. führenden Klangkörper unserer Republik und unterwies Konzertsolisten u. a. nach Ungarn, Rumänien und in die Schweiz.



ZUR EINFÜHRUNG

Felix Mendelssohn Bartholdy, der musikalisch von einer seltenen Frühreife war, besitzt in der Musikgeschichte ein dreifaches Ansehen: als Organistator (so gründete er beispielsweise das Leipziger Konservatorium als erstes in Deutschland und brachte Bachs Matthäus-Passion hundert Jahre nach ihrer Uraufführung erstmalig wieder zum Erklingen), als Dirigent der Leipziger Gewandhauskonzerte (hierin kam seine ausgedehnte Konzerttätigkeit in Berlin, London und anderen Städten) und nicht zuletzt als Komponist zahlreicher Werke für die verschiedensten Gattungen, die zu den schönsten Zeugnissen der deutschen musikalischen Romantik gehören, wie die geniale Musik zum „Sommerabendstraum“, das Violinkonzert, die „Schattische“ und „Italienische Sinfonie“.

Mit der Niederschrift der Hebriden-Ouvertüre oder „Ouvertüre zur Fingalsähle“ op. 26 begann Mendelssohn auf der Hebrideninsel Staffa, überwältigt von der düster-herben Schönheit der nordischen Landschaft. Das Werk, das diese Landschaftseindrücke widerspiegelt, knüpft stimmungsmäßig an die „Schattische Sinfonie“ des Komponisten an. Das langsame, dessen Hauptthema – in dunklen Klanggrößen – Fagott, Viola und Violoncello intonieren, sollte nach Mendelssohns Worten nach „Iran und Mäwen schmecken“. Auch Assoziationen an Richard Wagners Holländer-Ouvertüre wollen sich einstellen, der das stimmungsvolle Naturgedicht übrigens als „eines der schönsten Musikwerke, das wir besitzen“ bezeichnete. Auch Brahms war von der herben Schönheit der Komposition zutiefst angefaßt, äußerte er doch überschwinglich: „Ich würde alle meine Werke hingeben, wenn mir ein Werk wie die Hebriden-Ouvertüre gelingen würde.“

Wolfgang Amadeus Mozart schrieb im Jahre 1775 eine Gruppe von fünf Violinkonzerten, von denen das letzte (A-Dur, KV 219) heute erklingt. Zu jener Zeit war der 19jährige als Konzertmeister im Hoforchester des Salzburger Erzbischofs angestellt und schrieb daher diese Konzerte vermutlich für den eigenen Gebrauch, da man von ihm natürlich auch solistische Leistungen auf seinem Dienstinstrument verlangte. Obwohl Mozart schon als Kind gut Geige spielte, wandte er sein Interesse späterhin doch mehr und mehr dem Klavier zu, für das er auch bezeichnenderweise bis zu seinem Lebensende immer bedeutendere Konzerte schuf, während uns an Violinkonzerten nur diese frühen Werke vorliegen (zwei weitere Konzerte blieben in ihrer Endtheit unstritten). Die Violinkonzerte zeigen die Bekanntschaft des jungen Musikers mit den Schöpfungen italienischer Meister wie Vivaldi, aber ebenso den Einfluß Johann Christian Bachs und der französischen Violinisten. Die beiden ersten Konzerte erscheinen in vielen Zügen noch als recht konventionelle Zeugnisse einer eleganten höflichen Kunstübung und sind heute weniger bekannt, in den drei letzten jedoch (G-Dur, D-Dur, A-Dur) wird bereits inhaltlich wie formal eine wesentliche Vertiefung und Bereicherung spürbar. Bei weitgehendem Verzicht auf äußerliche Virtuosenkünste wirken diese Werke besonders durch ihre jugendliche Unmittelbarkeit und Anmut, durch ihre innige besessene Melodik.

Das A-Dur-Violinkonzert beginnt mit einem hüftigen Allegro. Nach dem einleitenden ausweichenden Tutti wird zunächst ein halb ritardivischer Adagio (des Solisten) eingeschoben – eine ungewöhnliche formale Anlage, ein bereits ganz subjektiver Zug des jungen Komponisten. Den langsamen Mittelsatz (Adagio) erfüllt verhohlene, schmerzliche Erregung. Ein von Mozart 1776 für den Geiger Brunetti nachkomponierter 2. Satz, ein Andante, erreicht, obwohl er künstlerisch ebenfalls durchaus wertvoll ist, nicht die Einfachheit und den inneren Reichtum dieses Satzes. – Im Finale des Werkes (Tempo di minuett)